

Texte zur Ausstellung *Schweigen*

Wenn Kunst andere Menschen berühren soll, wenn sie bis in deren Inneres dringen soll, dann muss sie aus dem Inneren des Künstlers kommen. Das bedeutet für diesen oftmals sein Innerstes zu offenbaren, sich gleichsam zu entblößen. Es bedeutet, das Schweigen zu durchbrechen.

So ist der Ursprung der ausgestellten Arbeiten eine schmerzhafteste Geschichte. Sie war eineinhalb Jahre die Geliebte eines Mannes. Nun kann man Geliebte sein, ohne allzu sehr darunter zu leiden und ohne Schaden davon zu tragen, dann nämlich, wenn man selbst auch nicht liebt. Anders sieht das aus, wenn man denjenigen liebt für den man nur Geliebte ist. Dann kommt unausweichlich immer wieder der Punkt, an dem der Schmerz größer ist als das bisschen Schöne, das man von ihm bekommen kann. War dieser wieder einmal erreicht, hat sie beendet, was sich „Affäre“ nennt – zweimal, dreimal, viermal; und er hat sie sich ein jedes Mal zurück ins Bett geholt, indem er ihr gesagt hat, er würde sich trennen, bald würden sie zusammen sein. Er wusste stets neue Versprechen, um sie zum Weitermachen zu bewegen, sie müsse nur noch ein kleines bisschen durchhalten und danach würde alles umso schöner, sie könne doch nicht so kurz vor dem Ziel aufgeben. War die Zeit verstrichen, die er ihr genannt hatte, wusste er stets Gründe, warum sie noch immer im Schatten zu bleiben und zu schweigen hatte. So ging das über Monate hinweg. Sie wurde weniger im Inneren wie im Äußeren. Man könnte fast sagen: Er hat sie verbraucht, er hat sie aufgezehrt. Doch irgendwann kam der Moment, an dem er nichts mehr finden konnte, das er ihr noch hätte erzählen können, nichts jedenfalls, das sie ihm noch geglaubt hätte. Aber das spielte keine Rolle mehr – nicht für ihn, denn zu dem Zeitpunkt, als er ihr noch die gemeinsame Zukunft in ungewisser Ferne versprach, hatte er bereits eine Neue.

Und da stand sie nun – oder soll ich besser sagen: Da lag sie nun? Denn wie fühlt man sich, wenn man realisieren muss, dass man eineinhalb Jahre einen Kampf gekämpft hat, den man

nie gewinnen konnte, weil es nichts zu gewinnen gab, weil das, was einem versprochen worden ist, nur eine Lüge war? Jeder schöne Moment, der einem so viel bedeutet hat, für ihn belanglos war? Kein einziger Kuss und keine Berührung aufrichtig gemeint waren? Wie fühlt man sich, wenn einem klar wird, dass man einen Fremden geliebt hat, eine Fassade, eine Mauer, eine Maske? Wie fühlt man sich, wenn man begreift, dass man dem Menschen, den man so sehr geliebt, für den man sich so sehr gequält hat, vollkommen gleichgültig war? Wie fühlt man sich, wenn man erkennen muss, dass man für den Menschen, den man geliebt hat, nur ein Körper war, ein Gegenstand, den er lediglich zur Befriedigung seiner Bedürfnisse benutzt hat – und der damit austauschbar ist?

Sie hätte am liebsten gar nichts mehr gefühlt, lag nur da. Und die einzige Chance, wieder aufzustehen, die einzige Chance, aus einem Wrack wieder einen Menschen zu machen, war die Kunst. So sind diese Arbeiten entstanden. Doch sie bleiben keineswegs bei der persönlichen Geschichte stehen. Sie fragen vielmehr danach, inwieweit wir den Menschen, den wir lieben, mit dem wir zusammen sind, überhaupt kennen können. Man kann jemanden aufrichtig lieben und dennoch unendlich viel vor ihm verbergen. Man kann schweigen aus den verschiedensten Gründen. Vielleicht schweigt man, weil man glaubt für das, was man empfindet, für das, was in einem passiert, ohnehin keine angemessenen Worte finden zu können; weil es für manches einfach keine Sprache gibt. Man kann schweigen, weil man Angst hat, nicht mehr gemocht oder geliebt zu werden, wenn man dem anderen dieses oder jenes über sich erzählte, wenn man Schwächen offenbarte, die man am liebsten vor sich selbst verbergen würde.

Ist es möglich, einen anderen Menschen tatsächlich zu kennen, einem anderen Menschen wirklich nah zu sein? Ist es möglich, zu jemandem zu gehören? Oder sind wir nicht, weil wir schweigen, weil wir nicht sprechen können, selbst dann nicht, wenn wir am liebsten schreien würden, alleine? Ist jeder Mensch einsam, eingesponnen in sein Schweigen?

Vielleicht ist das Schweigen eine der größten zwischenmenschlichen Krankheiten, unter denen wir leiden.

Darüber bin ich oft erschrocken – wie fremd einem der Mensch, den man liebt, doch ist. Gerade in der Nähe werden Fremdheit und Distanz so beängstigend offensichtlich.

Ich frage mich, ob das vielleicht immer so ist, ob es wirkliche Nähe gar nicht gibt?

Wir scheinen nicht zusammen zu finden. Nicht für länger, nur für einzelne und flüchtig kurze Momente. Und danach ist da wieder der riesengroße Riss, ein unüberwindbarer Krater, der uns voneinander trennt, selbst und gerade dann, wenn wir uns doch eigentlich besonders nah sind. Manchmal lag er neben mir, nachdem wir miteinander geschlafen hatten, und er war mir der fremdeste Mensch auf Erden, weil zu seinem Inneren einfach kein Durchkommen ist. Er hält alles verschlossen. Ich weiß überhaupt nicht, wer er ist. Wie kann ich ihn da lieben?

(aus: Ariane Wohner – *Drei Leben*)

Schattierungen des Schweigens

Das Schweigen scheint einfach nur eines zu sein: nämlich Schweigen, sonst nichts. Das Sprechen hingegen vielschichtig, es gibt unzählige Worte, die zu unzähligen Sätzen verbunden werden können. Tatsächlich jedoch ist es umgekehrt. Unabhängig davon, was der Sprecher meint, hat man, sobald etwas ausgesprochen wird, einen Anknüpfungspunkt, etwas Greifbares. Das Schweigen dagegen kann alles Mögliche bedeuten und meinen. Das Schweigen ist eine Lücke, ein Loch, ein Bruch, ein großes Fragezeichen. Vielleicht ist es wirklich manchmal gar nichts, nur Stille. Vielleicht ist es aber auch alles und vieles zugleich. Eine Lücke also, ein Loch in der Sprache. Es wird als solches empfunden, es reißt Sätze auseinander, macht die Sprechenden, macht vor allem die Zuhörenden hilflos, wirft sie zurück an den Beginn des Sprechens, stürzt sie in die Ratlosigkeit. Schweigen ist der haltlose Fall zwischen und inmitten der Worte. Schweigen ist die stumme Grenze zwischen dem Gesagten.

Jemand sagt einen Satz, dann noch einen, vielleicht einen dritten oder vierten, doch dann folgt die Stille, die plötzliche und unerwartete Sprachlosigkeit und damit das: was nun? Ein weiterer Satz muss gefunden werden, denn die Stille ist unerträglich. Warum? Warum fühlen wir uns hilflos, gar ausgeliefert, sobald nichts mehr gesagt wird? Vielleicht weil wir gewohnt sind, immer von Geräuschen umgeben zu sein – vom Verkehrslärm, von Musik, Schritten und Stimmengewirr – einem Hintergrund für das Dasein. Das stille Nichts gleicht einer Bedrohung der Existenz.

Schweigen wird nur in Gesellschaft als solches empfunden. Wenn wir alleine sind, ist es normal, nichts zu sagen; ja, wer mit sich selbst spricht, gilt als verrückt. Doch wir haben Angst vor der Stille, weil sie uns auf uns selbst zurückwirft. Aber dorthin wollen wir nicht. Wir wollen nicht in dieses Bedrohliche, Dunkle, Stumme in uns. Und deshalb müssen wir uns fortwährend mit etwas umgeben; wenn niemand da ist, der mit uns spricht, dann eben die Stimme aus dem Radio oder dem Fernseher. Nur keine Stille, nur kein Schweigen! Die Stille lässt die Gedanken so unerträglich laut werden, hebt Dinge auf, welche wir liegen lassen, am liebsten wegwerfen würden, begraben und vergessen.

Fort damit! Sag etwas!

Schweigen ist der Hintergrund des Sprechens. Sprechen ist die Rückseite des Schweigens. Eines ist nicht ohne das andere da. Im Gespräch muss immer einer schweigen und zuhören. Nur einer kann sprechen, niemals alle zugleich.

Und doch: auch wenn wir schweigen, auch wenn wir einander gegenüber sitzen und nichts sagen, ist immer etwas da, etwas in uns – Gedanken, Erinnerungen, Gefühle. Sie sind spürbar im stummen Raum zwischen uns. Und weil all das spürbar, aber nicht greifbar ist, wir es nicht fassen können, weil es lautlos ist, macht es uns Angst, verunsichert es bisweilen zutiefst. Es führt dazu, dass wir unbedingt einen weiteren Satz, eine Handvoll Worte finden müssen, an die wir uns klammern können und die uns an die Realität binden. Ein paar Worte, die uns beweisen, dass es weiter geht, wir nicht verloren sind.

Bedeutet Schweigen nicht auch Vergessen? Droht etwas, das für uns so bedeutsam ist, zu verschwinden, wenn wir es nicht in Worten binden können? Es verschwindet, es entschwindet, es rinnt uns durch die Finger, all die Empfindungen sickern in ein bodenloses Nichts, aus dem wir es vielleicht nie wieder emporheben können, wenn wir nicht jetzt sofort, in diesem Augenblick, Worte dafür finden. Doch wie? Doch welche? Für so vieles scheint es keine angemessenen Worte zu geben. Zumindest nicht für jemand anderen, möglicherweise nicht einmal für uns selbst. Empfindungen sind wie das Schweigen, ein Nebel, durch den wir nicht zu dringen in der Lage sind.

Die Sprache liefert immer nur Bruchstücke dessen, was tatsächlich geschieht, was wirklich empfunden wird. Das Schweigen ist total und grenzenlos. Und deshalb macht es Angst – weil es alles sein kann. Lieber eine schreckliche, schmerzliche, aber ausgesprochene Botschaft als dieses Nichts, das zugleich alles sein kann.

Das Gesagte ist gesagt und damit existiert es. Unabhängig davon, was tatsächlich gemeint ist, gibt der Sprechende dem anderen Worte in die Hand, die er greifen, die er drehen und wenden, mit denen er was auch immer machen kann. Sie bedeuten etwas. Tun sie das? Bedeuten sie wirklich immer etwas? Das Schweigen kann alles und nichts bedeuten. Das Schweigen erscheint als ein Nichts. Und doch ist es da. Es ist da als ein großes, dunkles

Nichts. Schweigen hat viele Bedeutungen, unzählige Schattierungen. Und meist wählen wir unter diesen dann eine, die uns Angst macht, die dafür sorgt, dass wir uns in der Leere zwischen den Worten unwohl und unsicher fühlen. Denn das Schweigen scheint stets etwas zu verbergen, scheint in seiner ganzen Stummheit zu sagen: Ich kann, ich will dir das jetzt nicht mitteilen. Genau das will man dann aber umso dringlicher wissen. Das Verschwiegene ist so viel reizvoller als das Gesagte.

Worte können auch Lügen sein. Ein ausgesprochenes Wort, einen falschen Satz kann man nicht mehr zurücknehmen. Er liegt da, er ist sichtbar, er existiert. Das Schweigen ist immer noch offen, das Schweigen ist noch Möglichkeit. Ja, es kann genauso Lüge sein, kann aber auch Wahrheit sein. Ein falsches Wort hingegen kann nie mehr wahr werden.

Schweigen kann sich zu einer unerträglichen Spannung steigern, kann ein Messer werden, das zwischen zwei Menschen auf dem Tisch liegt. Wer wird als erster danach greifen und die Stille zerschneiden? Ein neues Wort formt sich in einem Kraftakt, dem man sich nicht gewachsen fühlt, den man sich nur aus der Not abringt, weil man diese schmerzliche Stille nicht länger erträgt. Dann sagt man etwas, hilflos, unbedacht, unbeholfen und vielleicht verletzend. Hätte man doch besser geschwiegen! Man legt das Messer zurück auf den Tisch, damit der andere danach greife.

Wir verstehen das Schweigen als Ablehnung, als Zurückweisung. Wir werden draußen gehalten, die Tür wird uns vor der Nase zugeknallt. Schweigen wird oft als Gleichgültigkeit empfunden und dann verletzt es. Wir verletzen uns selbst am Schweigen des anderen, weil wir das Nicht-Sagen zu etwas ganz Lautem machen.

Aber kann das Schweigen nicht auch ein stummes Nicken sein, ein „Dem gibt es nichts mehr hinzuzufügen“, ein „Ich bin ganz bei dir, deshalb brauche ich an deine Worte keine weiteren zu reihen“?

Wer spricht, wählt. Um etwas zu sagen, muss etwas anderes verschwiegen werden. Zumindest für den Moment. Vielleicht für immer; wenn die Wortkette erst einmal fortgesetzt ist, findet sich dafür möglicherweise kein Platz mehr. Das, was man hätte sagen wollen, hat seine Bedeutung verloren, ist zum Schweigen geworden. Manches jedoch, das merken wir später, hätten wir sagen sollen, sagen müssen. Und nun können wir es nicht

mehr sagen, weil es den Menschen, für den diese Worte bestimmt gewesen wären, vielleicht gar nicht mehr gibt. Dann bereuen wir unser Schweigen.

Selbst das glückliche Schweigen in den Armen des Geliebten, im Blick in die Augen des anderen, ist immer nur für eine gewisse Zeit auszuhalten. Zuerst ist es schön, man fühlt sich eins mit dem anderen. Ich fühle, was du fühlst.

Oder doch nicht? Woher soll ich wissen, was du fühlst? So wächst die Stille wieder zu voller Größe heran, wird wieder eine Angst, eine Bedrohung. Ich muss etwas sagen – und zerstöre den Moment, der so vollkommen war ohne Worte.

Manchmal ist das Schweigen das einzig treffende Wort, weil es nicht für alles auch eine Bezeichnung gibt. Gerade in der Liebe, zu intensiv, zu gewaltig für eine jede Sprache.

Aber man muss sie irgendwie in Worte pressen, damit der andere einem nicht entgleitet, mit Worten muss man ihn an sich binden, sich seiner vergewissern, sich seiner Liebe versichern. Doch es gibt Menschen, die lieben, ohne „Ich liebe dich“ sagen zu können.

Kein Wort, kein Satz kann mir den anderen je vollständig geben. Er wird immer der andere sein, der seinen Mantel des Schweigens trägt, der nur ihm passt, so wie ich meinen eigenen habe. Worte sind oft nichts als Schmuck, Accessoires, austauschbar und belanglos. Schillernd und ihrem Glanz täuschend, zu oft ent-täuschend.

Egal, was immer man auch sagt, egal wie präzise man ein Erlebnis, eine Erfahrung zu beschreiben versucht, hinter jedem Satz bleibt etwas zurück, das nicht sagbar ist, das vielleicht nicht einmal denkbar ist. Fühlbar, aber nicht zu greifen. Wir strecken die Hände danach aus, wieder und wieder und erreichen es dennoch nie. Wir müssen uns mit notdürftigen Secondhand-Worten zufriedengeben, so verbraucht, so oft schon gesagt, und dem Einmaligen in uns nicht annähernd angemessen. Immer und für immer unzureichend.

Die Kunst hat mit dem Schweigen vieles gemein. Es gibt auch hier nie nur eine Bedeutung, nie eine einzig gültige Wahrheit. Man kann versuchen, sie in Worte zu bannen, doch man wird stets an eine Grenze gelangen, an der man nichts weiter sagen, an der man nur schweigen kann.

Neutral ist...

Neutral kann ich nicht und will ich nicht, kann ich nicht, weil ich das andere zu sehr will.

Neutral ist schon viel von dir und doch nicht genug, weil niemals ganz.

Es ist gut, weil besser als ohne dich. Bloß ist es auch nicht bei dir. Es ist nicht du, es ist neben dir. Es ist zusammen, aber nicht ineinander. Es ist immer nur außen und im Inneren nur in den Gedanken. Es ist schön, weil alle Zeit mit dir wunderschön ist, es ist schön neben dir zu sitzen und dich erzählen zu hören oder zu schweigen, dich anzusehen, zu lächeln und zurückgelächelt zu bekommen.

Und zu lachen. So, so viel zu lachen.

Neutral sind Augen mit dem zu viel darin, das nicht geschehen darf.

Küssen – nur in Gedanken.

Berühren – nur in Gedanken.

Haut – nur in Gedanken. Nur in der Erinnerung.

Es ist, als würden wir versuchen, einen Waldbrand mit einer Handvoll Eiswürfeln zu löschen.

Neutral ist das zu viel des zu wenig, weil ich deinen Kopf noch immer spüren kann, wie er auf meinem Bauch liegt, der perfekte Augenblick, die vollkommene Stille, die keiner Worte bedarf, weil sie mehr beantwortet, als wir je sagen oder fragen könnten.

Ich muss die Rollläden nicht mehr herunterlassen, weil ich die Zeit ohnehin nicht länger anhalten darf. Lassen wir uns vom Licht ruhig vorgaukeln, dass nichts mehr geschehen wird zwischen uns.

Neutral ist diese Spannung in deiner Nähe zu sein und meine Hände hinter meinem Rücken zusammengebunden zu wissen, selbst wenn sie gerade ein Glas Wasser halten. Neutral ist zerrissen inmitten dessen, was zwischen uns geschieht, auch wenn wir es nicht sagen und schon gar nicht tun. Zerrissen ist neben dir zu gehen und meine Hände in die Hosentaschen zu pressen, damit sie sich nicht wieder verselbstständigen. Es ist mit dir zu sein, ohne bei dir zu sein. Mit dir zu sprechen und auf das Zwischen den Worten zu lauern, das bisschen

Nahrung, das die Sehnsucht am Leben hält. Und sie gleichzeitig am zu sehr Wollen und nicht Dürfen ersticken lässt. Und sich für ein paar Sekunden über ein so ganz und gar nicht neutrales Grinsen zu freuen und deinen Blick in meinem. Ineinander, so wie es sein soll. Es ist eine Kugel an meinem Fuß. Neutral macht mich so unendlich, so bleischwer müde. Kostet so viel mehr Kraft als drei schlaflose Nächte mit dir.

Neutral ist ein Begriff, den ich in keinem Wörterbuch dieser Welt zu finden vermag. Weil er für mich nicht existiert. Weil ich damit nichts anzufangen weiß. Neutral ist eine Lüge. Und ein Betrug an meinen Gefühlen.

Neutral ertränkt mich und verbrennt mich. Es ist eine unsichtbare Kerze, die ein bisschen Licht spendet, sodass ich dich noch sehen kann und gerade so viel Wärme, dass ich nicht an dem, was ich nicht tun darf, erstarre. Doch wie eine jede Kerze wird auch diese irgendwann heruntergebrannt sein und dann werde ich wieder vor dir stehen, nach deiner Hand greifen, die andere Hand in deinen Nacken legen und dich küssen.

(aus: Ariane Wohner – Drei Leben)

Es sollte mir egal sein. Ich hatte diese Geheimnistuerei ohnehin schon lange satt. Für mich wäre alles so viel einfacher, wenn ich dort nur mit einem Menschen darüber reden könnte. Es ist so oder so eine Last, aber eine schweigende Last hat ein enormes Gewicht. Und ich möchte gar nicht wissen, was hinter unserem Rücken alles geredet wird. An diesem Ort reden sie doch ohne Atem zu holen, immer reden sie – und sagen dennoch nichts. Eine Äußerung über das Wetter gleicht schon beinahe einer Unterhaltung auf höchstem Niveau. Am liebsten reden sie über andere, natürlich nur, wenn diese nicht da sind. Ins Gesicht sagt niemand jemandem etwas. Geredet wird nur hinter dem Rücken. Und nun, da ich fort bin, umso mehr hinter dem meinen. Ich glaube, die wenigsten vermuten, dass da tatsächlich etwas zwischen uns ist oder war. Für die meisten bin ich nur das verliebte Dummchen, das ihn anhimmt. Eine Art verspäteter Teenager, der noch nicht mitbekommen hat, wie das Leben funktioniert.

Das macht mich so wütend!

Und Paul ist es egal; solange seine Weste keinen Fleck hat, ist ihm alles egal. Wie es mir geht, steht nicht zur Debatte. Er ist weiterhin zu allen nett und freundlich, verbirgt die Wahrheit hinter einem Grinsen, spielt sein Spiel und schwenkt die Maske. Und ich, die ich das nicht kann – ich muss gehen!

Nun, vielleicht haben sie recht, vielleicht weiß ich tatsächlich nicht, wie das Leben funktioniert. Weil ich nie gelernt habe, eine Maske zu tragen. Wenn es das sein soll, bleibe ich lieber das weltfremde, maskenlose Wesen, das ich bin. Nur gehöre ich dann nicht an diesen Ort. An einem Ort, an dem alle anderen eine Maske tragen ist derjenige, der keine hat, verwundbar. Ich stand immer nackt und ohne Waffen unter ihnen, ich war, wer ich bin, aber die, die mich umgaben, waren Fremde, waren nur Attrappen von Menschen.

Am Anfang war das sogar für mich gut so; nach all dem Schweren tat es wohl, sich in dieser Leichtigkeit zu befinden, sich über nichts Gedanken machen zu müssen. Es war unkompliziert und es hat mir ja wirklich Spaß gemacht. Zu Beginn war mir meine Haut Schutz genug, doch diese Sache mit Paul, die hat mich verwundbar gemacht und ab diesem Punkt ging es nicht mehr. Da konnte ich nicht länger unter ihnen sein, habe mir nur jedes Mal neue Wunden zugezogen, und irgendwann, vor allem zuletzt, waren es schließlich so viele, dass sie nicht mehr vernarben konnten. Jede Stunde unter ihnen war ein neuer Schnitt in

eine noch offene Wunde namens Paul. Paul Herbst, dieser wunderbare Name, der so tief schneiden und so viel Blut hervorzubringen fähig ist. Und doch hat er die Wunden immer wieder geschlossen mit seinen Küssen und seinen Händen auf meinem Körper.

Nun stehe ich hier, mein ganzer Körper blutet und niemand ist da, der ihn noch heilen könnte. Es blutet tief aus dem Inneren.

Was ist hinter den Masken dieser Menschen? Wollte ich das jemals wissen? Habe ich mich je gefragt, wer sie wirklich sind? Sie wissen es gewiss selbst nicht mehr. Sie haben so lange durch ihre Maske in den Spiegel geblickt, dass sie das Darunter gar nicht mehr kennen, gar nicht mehr wissen, wer sie sind.

Weiß ich, wer ich bin? Wer ich war, bevor es Paul gab? Das scheint so lange her.

Und ja: wer ist Paul? Wer ist dieser Mensch hinter dem Grinsen und den lockeren, flapsigen Worten? Wer ist er hinter der stets gutgelaunten Hülle? Hinter der lächelnden Maske?

Wollte ich das jemals wissen?

Ich glaube nicht.

Nur, was kann eine Hülle geben?

Wie kann man eine Hülle lieben?

Aber ich habe ihn ja geliebt? Ich liebe ihn noch.

Habe ich mich in eine Maske verliebt, damals, als ich von dem Darunter noch nichts ahnen konnte? Habe ich mich in einen Fremden verliebt, den kennenzulernen unmöglich ist?

War Paul für mich nie mehr als seine Hülle?

Und wenn ich geahnt hätte, was sich darunter verbirgt, wie ganz und gar hässlich das ist, wie kalt, wie unnahbar, von dem Äußeren so verschieden – hätte ich ihn dann je lieben können?

Ich wünschte, ich könnte sagen, dass ich ihn so liebe, wie er ist, ihn so annehme, mit all den Schmerzen, die er mir zufügt. Doch das würde bedeuten, mich vollkommen aufzugeben, mich noch mehr zu verlieren, als ich es ohnehin schon getan habe. Habe ich den Absprung gerade noch einmal geschafft? Habe ich mich ihm entwunden, ehe es zu spät war? Heute ist noch etwas von mir übrig, es ist verschüttet, aber noch kann ich es spüren – und solange

ich es spüren kann, kann ich es auch wieder hervorholen unter all dem Schutt der letzten Monate.

Bloß ist es nicht leicht, mich noch und wieder zu sehen, nachdem ich mich so lange nur mit Paul gesehen habe – als seine Geliebte, die so gerne seine Freundin wäre. In allen Bildern, die ich für meine Zukunft im Kopf hatte, stand er an meiner Seite. Nur hätte ich auch an seiner Seite stehen dürfen, wäre ich dann noch Ich gewesen? Ist man nicht einfach jemand anderer, wenn man mit jemandem zusammen ist?

Wenn es nichts aufzugeben gibt, weil man nur Hülle ist, mag das leichter sein. Was kann man schon zu verlieren haben? Man gibt ja nichts, nichts von sich selbst. Man gibt lediglich seinen Körper. Doch dieser bleibt angezogen, auch wenn er nackt ist. Aber entblößt und ungeschützt schneidet man sofort einen Teil von sich heraus und drückt ihn dem anderen in die Hände, selbst wenn er sie gar nicht aufhält. Zumindest habe ich es so gemacht, ich habe Paul gleich mein ganzes Leben in die Hände gedrückt. Ich habe nicht gefragt, ob er es haben will. Ich wollte es ihm geben.

Was hingegen kann eine Hülle geben?

Was hat er mir gegeben?

Was wollte ich, dass er mir gibt?

Etwas, das er mir nicht geben kann, weil er es gar nicht besitzt, nie besessen hat.

Was wollte er mir geben?

Vielleicht hätte ich den Paul unter der Maske ja gar nicht gemocht? Wer weiß das?

Es muss so einfach sein, wenn man sich mit dem Außen begnügen kann, wenn man jeden Menschen als Hülle akzeptiert und gar nicht mehr wissen will, wenn man keine Fragen stellt. Er hat keine Fragen gestellt, er wollte nie reden. Beinahe alles, was ich zu ihm gesagt habe, ist an seiner Hülle abgeprallt. Und ich bin jedes Mal aufs Neue verzweifelt, wenn ich in ihn dringen wollte. Vordringen, ihn erreichen, berühren – irgendwie. Aber ich habe ihn wohl nie berührt. Ich bin spurlos an ihm vorübergegangen. Er hat mich nicht bemerkt, nicht gesehen, nicht gehört. In mir ist er noch immer. So tief. Tief. Tief. Tief.

Er ist gegangen und hat doch so viel zurückgelassen. Habe nicht eigentlich ich ihn gegangen? Nein, ich habe ihn gar nicht gehen lassen. Ich habe gesagt: „Komm nicht wieder, du tust mir zu weh“ und wollte zugleich, dass er nicht fortgeht. Denn das jetzt, das Alleine,

das tut auch weh und manchmal tut es so viel mehr weh. Weil mir seine Hände fehlen auf meinen Wunden. Alleine können sie doch nicht heilen.

Und würde er wiederkommen, würde er vor meiner Tür stehen, würde ich sie aufreißen, ihm gewiss sofort in die Arme fallen.

Da stehe ich schon ohne Waffen und er nimmt mir noch das letzte bisschen meines Widerstands. Wehrlos bin ich geworden und schwach. Manchmal erkenne ich mich gar nicht wieder. Wenn ich in den Spiegel blicke, bin ich mir so fremd, so als hätte er mir einen Teil seiner Maske übergestülpt. Dazwischen blinzeln meine müden Augen hervor. Und können doch nichts mehr sehen.

Wer bin ich – geworden? Wer werde ich sein?

(aus: Ariane Wohner – *Drei Leben*)

Schweigen

Das Schweigen gleicht einer Wand aus dünnem Glas in der Luft. Es existiert, selbst wenn man es nicht sehen kann. Am Anfang suchst du noch nach einer Spalte im Glas, irgendwann willst du es dann nur noch zerschmettern.

Vielleicht mit einem lauten Schrei.

Doch du bleibst stumm, und das Glas, wo es ist. Es trennt euch auch weiterhin.

Ihr wagt noch nicht einmal, einander in die Augen zu sehen. Ein Blick könnte viel zu laut sein und euch bloßstellen, das Glas ohne euer Zutun und ohne dass ihr bereit dazu gewesen wärt, zerstört werden.

Das Schweigen ist kalt und dunkel. Auch im Sonnenlicht. Es stiehlt jedes Lachen und fesselt alle Unbekümmertheit. Auf jeden Schritt, auf jede Regung muss nun geachtet werden. Denn sämtliche Bewegungen des anderen werden unglaublich bedeutsam, wenn es keine Worte mehr gibt. Jede Bewegung wird zu einem Wort, das versucht wird, verstanden zu werden.

Aber das mag dann nie so recht gelingen.

Irgendwann ist es keine Wand aus Glas mehr, noch nicht einmal eine Wand aus Blei. Irgendwann ist das Schweigen zu einer Mauer geworden, die nicht mehr zu überwinden ist. Die Rufe auf der anderen Seite können sie nicht durchdringen, bleiben auf ewig ungehört. Und mit dieser Mauer zwischen euch, müsst ihr auseinander gehen. Ein jeder entschwindet auf seiner Seite und sieht nicht, wie der andere sich entfernt. Er wird selbst die Veränderung der Temperatur nicht spüren. Es wird einmal wieder wärmer werden, obgleich daran jetzt noch nicht zu denken ist. Hinter der Mauer ist es schon viel zu lange kalt. Nach einer gewissen Zeit gewöhnt man sich ja an die Kälte, sie ist Bestandteil der Welt wie der wolkenverhangene Himmel und der darauffolgende Regen. Die Kälte ist so alltäglich, dass wir längst nicht mehr frieren. Die Erinnerung daran, wie es einst gewesen ist, erscheint zu surreal, sie ist nur noch ein Gedanke, der jedoch kaum gedacht werden kann.

Beinahe hast du schon das Gefühl, dass die Kälte nicht mehr existiert, weil sie aufgehört hat, weh zu tun. Sie ist dir zu einer zweiten Haut geworden.

Und dann ist der Schmerz schlagartig wieder da.

Es tut so weh, es tut so weh, es tut so weh.

Du gehst und die Mauer hindert dich daran, auch nur Lebewohl zu sagen.

Du kannst es flüstern, für dich. Doch was nützt ein Flüstern, wenn es der andere nicht hören kann?

Er hat ja all deine Schreie schon nicht gehört.

(aus: Ariane Wohner – *In Anna*)

Ein letzter Brief an den Geliebten

(oder: Ein Brief an einen Narzissten)

Lieber – wie soll ich Dich nennen, nun, da ich Deinen Namen nicht mehr gebrauchen kann? Ich spreche ihn nicht mehr aus, ich kann ihn nicht mehr aussprechen, weil es ihn nicht mehr gibt. Er ist irgendwo in den Tiefen des Schweigens verschwunden. Es kann ihn nicht mehr geben, weil er mit Liebe verbunden war. Und nun, da es diese nicht mehr gibt, gibt es auch den Namen nicht mehr. Ich habe ihn zu Grabe getragen Deinen Namen; und meine Liebe war sein Leichenhemd.

Wenn ich heute noch von Dir spreche – es kommt sehr selten vor – aber wenn es sich nicht vermeiden lässt, Dich zu erwähnen, dann sage ich nur „das Arschloch“ und jeder weiß, wer gemeint ist. Nun denn, liebes Arschloch, wie konntest Du zu einem solchen werden? Wie kann aus dem Menschen, der für einen einmal der Wichtigste war, einer werden, den man verachtet? Richtig, ich hasse Dich nicht. Ich verachte Dich. Ich verachte Dich für Deine Feigheit und Deine Lügen. Ich verachte Dich für das, was Du gesagt und getan hast, wie für das, was Du gesagt, aber nicht getan hast. Und zum Schluss für das, was Du nicht gesagt hast. Am meisten jedoch verachte ich Dich für die letzte und größte Deiner Lügen, weil so unnötig. Du hast mir geschrieben, Du würdest Dich melden, wenn Du ausgezogen bist, wenn alles geregelt und Ruhe eingekehrt ist; Du hast geschrieben, dann würden wir es ganz sicher versuchen. Du hast das geschrieben, obwohl Du zu diesem Zeitpunkt bereits eine Neue hattest. Warum? Warst Du nur zu feige, mir die Wahrheit zu sagen? Ich meine, ich hätte sie verdient gehabt! Oder hast Du gedacht, Du hältst mich eben warm für den Fall, dass sie sich nicht als willige und begabte Bläserin erweisen würde?

Ich werde es nie erfahren und nie begreifen. Nie werde ich begreifen, wie ein Mensch so wenig Anstand besitzen kann. Wie er sich selbst noch ertragen und wie er dieser neuen Frau in die Augen sehen kann. Oh nein, ich beneide sie keineswegs, weiß ich doch, dass Du ihr gegenüber auch nicht aufrichtig sein wirst. Du kannst es nicht, weil Du Dir selbst gegenüber nicht aufrichtig bist. Ich beneide sie nicht, weil ich weiß, dass Du für sie ebenso wenig echte Gefühle haben wirst, wie für mich. Du kannst keine Frau lieben. Du bist nicht fähig zu lieben.

Ich möchte glauben, dass Du es tief in Dir drin doch kannst, Du nur Angst hast, Du Deine Gefühle erstickst, nicht an die Oberfläche dringen lässt. Ich möchte glauben, dass Du nicht ganz und gar kalt bist. Ich möchte glauben, dass Du einst lieben konntest, es nur nicht mehr kannst, weil Du vielleicht selbst einmal zu sehr verletzt worden bist.

Nun, vielleicht leidet sie ja nicht so, wie ich gelitten habe. Vielleicht liebt sie Dich ja nicht, wie ich Dich geliebt habe. Dass ich gelitten habe, das immerhin war Dir bekannt. Und dennoch hast Du mich nicht in Ruhe gelassen, jedem meiner „Ich kann nicht mehr“ wusstest Du mit neuen Versprechen zu begegnen, so dass ich immer weiter und weiter gemacht habe – bis es tatsächlich nicht mehr ging. Warum? Warum? Warum? Weil Du eben warten musstest, bis Dir ein neues Spielzeug in die Hände fällt, ein neuer weiblicher Gegenstand, den Du benutzen und wenn Du ihn nicht mehr brauchst, wegwerfen und austauschen kannst? Würdest Du das auch tun, wenn Du wüsstest, wie es sich anfühlt? Du weißt es nicht, Du kannst es nicht wissen, weil Du Dich nicht in das hineinversetzen kannst, was andere Menschen fühlen, Du kannst nicht begreifen, was Du ihnen antust. Du hast nie verstanden, was Du mir angetan hast. Im Grunde genommen bist Du wie ein Tier – Fressen, Ficken, Spielen, mehr brauchst Du nicht. Doch im Gegensatz zu Dir sind Tiere treu und ehrlich.

Wir sind auseinander gegangen ohne ein Wort des Abschieds, Du hast mich in der Luftleere des Schweigens zurückgelassen und Dich nicht darum gekümmert, was das mit mir macht, was es *aus* mir macht. Du hattest ja Ersatz. Du hattest Deinen Spaß. Mehr zählte für Dich nicht.

Und das hat mich so wütend gemacht, dass Du Dich einfach in Deinen dicken Mantel des Schweigens gehüllt davongestohlen hast, Du fröhlich durch die Gegend vögelst, während mein Körper, mein von Dir benutzter, mein von Dir gleichsam verbrauchter Körper, immer weniger wird. 10 Kilo hast Du mich gekostet. Nun, ich sollte begeistert sein, denn diesen Körper wird gewiss niemand benutzen wollen. Ich bin sicher. Ich bin in Sicherheit. Niemand wird mehr das mit mir machen, was Du mit mir gemacht hast.

Lange Zeit wusste ich nicht einmal, ob ich Dich noch liebe. Heute vermag ich nicht zu sagen, an welchem Punkt ich meine Liebe zu Dir verloren habe. Ich habe sie weggedrängt, zurückgeschoben in den hintersten Winkel meines Ichs. Ich wollte Dich nicht mehr lieben,

ich wollte, dass mir das alles ebenso gleichgültig ist wie Dir. Ich wollte Dich vergessen, wie Du mich vergessen hast. So habe ich auch aufgehört von Dir zu sprechen. Ich habe Dich totgeschwiegen, so lange bis es Dich tatsächlich nicht mehr gab.

Heute bin ich froh, dass ich nicht bin wie Du. Ich bin froh, dass ich fähig bin zu lieben. Ja, ich glaube, ich bin sogar froh, Dich geliebt zu haben.

Eines würde ich gerne noch wissen: Wie kannst Du Dein Gesicht im Spiegel überhaupt ertragen? Schämst Du Dich nicht ein jedes Mal, wenn Du in Deine Augen siehst?

Die Vergessene